

Einen ganz praktischen Versuch, Trost zu spenden, will die Materialvorlage von *P. Robert Jauch OFM* auf S. 331–336 geben. Sie ist als Kopiervorlage für die Feier in der Trauerhalle gedacht, in der es ja meistens an liturgischen Büchern fehlt.

Mit dem Wunsch, dass wir Gottes tröstende Nähe nicht nur verkündigen, sondern sie in unserem Dienst und unserem Leben auch selber erfahren, darf ich Ihnen den neuen Band von *GWik* herzlich empfehlen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr P. Christoph Heinemann OMI

»Trostworte, die nicht ver-trösten« – Dichter zwischen Absage und Suche nach Trost¹

Anmerkungen zum Verhältnis von Verkündigung und Literatur III

Trösten ist eine der schwierigsten Aufgaben für Predigende. Wie soll das gehen, Leidenden beizustehen, ihnen hilfreiche, aufbauende Worte anzubieten, die nicht gleich im Verdacht stehen, eher zu *ver-trösten*, zu verharmlosen, zu überdecken und abzulenken? Ein drittes Mal – nach dem Blick auf Gedichte zur Gottesfrage (*GWik* 1/2004, S. 10–16), nach dem Blick auf Texte der neuen Annäherung an den Zusammenhang von Sünde und der Hoffnung auf Erlösung (*GWik* 2/2004, S. 10–16) – soll versucht werden, Schriftsteller auf ihre Sicht der Dinge zu befragen. Einerseits deshalb, weil die Dichtung seit jeher zu den Quellen gehört, aus denen Menschen Trost schöpfen. Andererseits bedenkt niemand so feinfühlig wie die Literaten, was Sprache ausdrücken kann, wo sie schweigen, wo sie benennen muss, wo sie Sinnräume *andeuten* kann, ohne sie *ausdeuten* zu dürfen. Was heißt das für die Möglichkeiten des Tröstens?

Vom Trost zur Trostverweigerung: Reinhold Schneider

Am eindrucklichsten lässt sich der Wandel im Umgang mit der Rolle des Dichters als Tröster bei *Reinhold Schneider* (1903–1958) nachzeichnen. Gerade Schneiders geistliche Sonette und seine religiös-meditativen Traktate wie etwa das weitverbreitete »Das Vaterunser« von 1941 wurden für unzählige Menschen – daheim in Deutschland und Österreich, wie an allen Fronten des Zweiten Weltkrieges – zu *den* Trostschriften schlechthin. Aber welche Art von Trost war das? Als Beispieltext wähle ich ein für Schneider in Form und Inhalt repräsentatives Sonett, entstanden im Mai 1942, ein Jahr später in der Sammlung »Jetzt ist des Heiligen Zeit« gedruckt:

An die Mutter des Herrn

Wenn ohne Trost dahin die Seelen schwinden
Und deines Sohnes mächtig Wort verweht,
So läßt du unser zagendes Gebet
Und unsre Schmerzen eine Heimat finden.

Du bist die Mutter auch der Scheu'n und Blinden,
Die nie zu dir und deinem Sohn gefleht;
Da durch ein Herz das Schwert der Liebe geht,
So muss es dich und deinen Sohn empfinden.

In tiefer Not wirst du Sein Reich erbauen,
Wenn sich Verlorne an die Mutter schmiegen,
Dann ist des Sohnes Herrlichkeit nicht fern.

Die Blinden dürfen gläubig aufwärts schauen,
Du wirst das Herz, das Antlitz übersiegen,
Und mit der Mutter finden wir den Herrn.

Durchaus typisch: Der Katholik Schneider wendet sich in diesem Gedicht an die klassisch-katholische Trostinstanz schlechthin, an Maria, an die *consolatrix afflictorum*, die Trösterin der Betrübten. Trostlosigkeit, gleich im ersten Vers als Thema und Grundzustand der Menschen in dieser Zeit benannt, weil das Wort Jesu – obgleich »mächtig« – »verweht«, wird in diesem Gedicht durch literarisch-religiösen Trost beantwortet. Deutlich wird hier der Zukunftsaspekt betont: Trost ist überhaupt nur deshalb denkbar, weil Heimat bei Jesus (durch seine Mutter) möglich *wird*, nicht schon ist. Zeit für Zweifel oder Raum für die Spuren eigener Erschütterung bleibt hier nicht. Durch die übergroße Liebe Marias selbst zu denjenigen, die sich nicht gläubig an sie und ihren Sohn wenden, wird sie das Reich Jesu »erbauen«, darauf setzt der Dichter ganz fest. Diese Zuversicht ist der Trost, den er spendet. Die Herrlichkeit Jesu – noch nicht da, aber eben in Maria auch »nicht fern« – wird am Ende den Menschen zuteil.

Bei Schneider verrät die gewählte lyrische Form viel über den gedanklichen Grundduktus. Die kunstvolle Gebundenheit, Stimmigkeit und Sicherheit der strengen Form von Metrum und Reim im Sonett steht bewusst als Gegenprogramm zum Chaos, zur Form- und Ordnungslosigkeit seiner Zeit. Am 11.10.1931 schreibt er dazu in sein Tagebuch mit Bezug auf den Escorial, den architektonisch streng gegliederten monumentalen Palast Philipps II.:

»Meine Verse baue ich ganz im Stil des Escorial: symmetrisch, schwer; ich opfere die Form unter keiner Bedingung, weil die Form Inhalt ist; so kommt etwas Architektonisches zustande ... Meine eigene höchste Lust ist es nun, in diese Strenge einen chaotischen Gehalt zu bannen: das Lob der Schwermut, des Untergangs, des Chaos, wodurch die Form zur notwendigen Ergänzung des Gesagten wird. Da der Untergang in streng gebändigten Worten gefeiert wird, ist er von dem unbesiegbaren

Bau- und Formtrieb doch schon überwunden. Die Sonette sind ganz das, was der Escorial für mich ist: eine zerstörende innere Gewalt wählt sich als Erscheinungsform das Gesetz.«

Schon die strukturgebundene Form des Sonetts trotz also dem Chaos, der Verzweiflung und Angst der scheinbar trostlosen Gegenwart. Schneiders Gedichte sind buchstäblich geistige Überlebenslyrik. In einem Brief vom 13.05.1938 an den evangelischen Freund *Jochen Klepper* beschreibt er seine Weltsicht in dieser Zeit und die Rolle des Trostes darin: »Dass es eben der Herr ist, der uns in die Nacht geführt, dies ist die wesentliche Erkenntnis; von ihr bekommt die Nacht ihren Sinn, wird sie schon leise erhellt, dass sie wohl Nacht bleibt, aber nicht mehr ohne Trost.« Trost schöpft Schneider aus der Gewissheit, dass Gott die Geschichte in der Hand hat, gerade im Chaos, gerade in der »Nacht«. Diesen Trost will er weitergeben. Und Gedichte im Rahmen einer solchen Konzeption finden sich bei Schneider in dieser Zeit zuhauf.

Außergewöhnlich jedoch: Reinhold Schneider war sich der Zeit- und Situationsgebundenheit derartiger Werke bewusst. Sein Selbst- und Weltbild wird nach 1945 noch einmal tief erschüttert. Rigoros und öffentlichkeitswirksam lehnt er den Weg ab, den die bundesdeutsche Gesellschaft nach dem Krieg einschlägt. Vor allem in der Frage der Wiederbewaffnung und der Atompolitik tritt er als Mahner auf, eine Rolle, die ihm – dem ehemals so hoch geschätzten Tröster der Nation – viel Feindschaft und Häme einbringt. Auch zweifelt Schneider an der einst so sicher beschworenen Religion. Im Nachhinein sieht er gerade seine Rolle als Tröster in schwieriger Zeit äußerst selbstkritisch.

Deutlich wird dies vor allem in den biographisch-nachdenklichen Spätwerken Schneiders, »Verhüllter Tag« (1954) und »Winter in Wien« (1958). Hier deutet schon der Formwechsel den Gesinnungswechsel an: weg vom enggefügtten, strukturell völlig ausgefeilten und dadurch gerade jene gesuchte Sicherheit und Ordnung vorgebenden Korsett des Sonetts, hin zur fragmentarisch assoziativen, mosaikartigen, immer wieder angedachten und abgebrochenen Gedankenprosa. Im Rückblick ist Schneider klar, dass er in den Jahren 1939 bis 1945 ein religiös-dichterisches Apostolat getragen, die Rolle des Trösters bewusst angenommen, dass er mit seinen Texten eine Art spirituell-geistig-religiösen Sanitärerdienst abgeleistet hatte. »Ich war« – schreibt er in »Verhüllter Tag« – »in gewissem Sinne einberufen, endgültig abberufen vom literarischen Leben in die religiös-geschichtliche Existenz«. Als die Welt zum »Verbandsplatz« wurde, da lieferte er das Verbandszeug mit seinen Trosttexten. »In einem gewissen Sinne ist der zu beneiden, der auf den Verbandsplatz gerufen ist: er hat nur zu helfen. Dem glich vielleicht mein Dasein während des Krieges und der drei folgenden Jahre.« Aus dem Tröster wird nun der Trost-Verweigerer, aus dem Antwortenden wird der selbst Suchend-Fragende.

*»Das Formulieren von Trostlosigkeit ist mein Trost«:
Friedrich Dürrenmatt*

Diese Haltung der bewussten Trostverweigerung findet sich in den Nachkriegsjahrzehnten nicht nur bei Reinhold Schneider. Exemplarisch wird dies etwa bei dem Schweizer Dramatiker und Romancier *Friedrich Dürrenmatt*

(1921–1990) deutlich. Als Pfarrerssohn und Pfarrersvater war er mit den kirchlichen Trostangeboten bestens vertraut. Aber in der Dichtung? »Trost in der Dichtung ist oft nur allzubillig, ehrlicher ist es wohl, den menschlichen Blickwinkel beizubehalten«, schreibt er in seinem zentralen Aufsatz »Theaterprobleme« von 1954. Warum die Absage an den »allzubilligen« Trost der Dichtung? Weil der menschliche Blickwinkel in unserer Zeit ausschließlich Chaos, Unordnung und Unübersichtlichkeit wahrnehmen kann. Trost wäre also nur von außerhalb möglich, von einer sozusagen über der Welt ruhenden Perspektive, die dem Menschen unmöglich ist. Kann nicht aber schon das Schreiben an sich ein Trostversuch sein, ein Schritt zur Lebensbewältigung? Liegt nicht in der literarischen Gestaltung und Formsetzung bereits eine Absage an Trostlosigkeit, Chaos und Verzweiflung? In einem Gespräch mit *Heinz Ludwig Arnold* aus dem Jahr 1976 geht Dürrenmatt selbst auf diese mögliche Rückfrage ein. Überlasse er nicht den Leser oder Zuschauer seiner Werke einem letzten leeren Entsetzen und der Ratlosigkeit? Ja, entziehe er sich nicht allzu leicht der Verantwortung für mögliche Lösungen, tragfähige Antworten, hilfreiche Perspektiven und zukunftsfördernde Strategien? Darauf der Schweizer:

»Darf ich eine Lösung anbieten? Ich habe einmal gesagt, das Schlimmste, was ich mir vorstellen kann, ist, dass ich an einer Buchhandlung vorbeigehe und dort im Fenster ein Büchlein sehe mit dem Titel ›Trost bei Dürrenmatt‹. Dann muss ich sagen: Jetzt bin ich fertig. Literatur darf keinen Trost geben. Trost können andere Dinge geben. Literatur, glaube ich, darf nur beunruhigen. Ich darf nicht mehr geben, als ich geben kann. Wenn ich Trost hätte, könnte ich ihn geben. Was ist mein Trost? Womit tröste ich mich? Da muss ich etwas Entsetzliches sagen: Ich tröste mich nur mit Produktion; ich tröste mich nur, indem ich schreibe. (...) Also: Meine Produktion ist mein Trost, mein aktives Handeln, mein Mich-Ausdrücken, das Formulieren von Trostlosigkeit ist mein Trost. (...)«

Bemerkenswerte Sätze: Wer Trost bei ihm suche im Sinne einer Zusammenstellung all der womöglich »tröstenden« Auswahlzitate aus seinem Werk, der wird hier zurechtgewiesen. Gegen den Missbrauch auch homiletisch funktionalisierter Literaturhäppchen steht für Dürrenmatt unbeirrbar fest: Literatur darf und kann keinen Trost spenden. Und doch bleibt ein entscheidendes Dennoch: Im Aussprechen von Trostlosigkeit, im Benennen der Fehlentwicklungen der Menschheit, im unverstellten Aufzeigen der Nöte, Probleme und ungelösten Fragen, gerade darin liegt bereits Trost.

»Nicht gesagt« *gesagt: Marie Luise Kaschnitz*

Eine ganz ähnliche Position findet sich etwa zur gleichen Zeit, aber völlig unabhängig von der Gedankenführung Dürrenmatts bei einer – gleichfalls evangelischen – großen Schriftstellerin: bei *Marie Luise Kaschnitz* (1901–1974). Am eindrücklichsten wohl in dem Gedicht »Nicht gesagt«, das zuerst in ihrer Gedichtsammlung »Ein Wort weiter« von 1965 veröffentlicht wurde:

Nicht gesagt

Nicht gesagt
Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre
Und vom Blitz nicht das einzig richtige
Geschweige denn von der Liebe.
Versuche. Gesuche. Mißlungen
Ungenaue Beschreibung
Weggelassen das Morgenrot
Nicht gesprochen vom Sämann
Und nur am Rande vermerkt
Den Hahnenfuß und das Veilchen.
Euch nicht den Rücken gestärkt
Mit ewiger Seligkeit
Den Verfall nicht geleugnet
Und nicht die Verzweiflung
Den Teufel nicht an die Wand
Weil ich nicht an ihn glaube
Gott nicht gelobt
Aber wer bin ich dass

In diesem Gedicht wird die Absage an die Lyrikkonzeption von Schneider in Form und Inhalt deutlich. Kein Reim, kein regelmäßiges Metrum, keine gleichbleibende Strophik mehr – all das passt mit der neuen inhaltlichen Aussage nicht mehr zusammen. Kaschnitz lässt von vornherein erst gar nicht den Eindruck entstehen, in ihrer Sprache und mit ihren Gedichten Wirklichkeit fassen, formen und festhalten zu können, im Gegenteil: In dieser gebrochenen Form reflektiert sie darüber, was sie – immerhin eine der größten deutschsprachigen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts – alles in ihren Dichtungen gerade *nicht* gesagt oder zumindest nicht gelungen in Sprache gekleidet hat. Naturerscheinungen habe sie nicht benannt: weder Sonne noch Blitz, weder Morgenrot noch Blumen. Und nicht einmal mit der literarischen Behandlung der Liebe – einem ihrer zentralen Themen – kann sie sich zufrieden geben. All das seien, so die zweite Strophe, lediglich im Grunde misslungene, ungenau bleibende »Versuche«. Diese klassischen Themen der Lyrik – durch repräsentative Topoi wie »Veilchen« oder »Morgenrot« aufgerufen – weist sie hier zurück.

Die beiden letzten Strophen des Gedichts weiten den Horizont auf einen dritten Bereich klassischer Literatur: die religiöse Dimension. Was freilich von der schriftstellerischen Versprachlichung von Naturphänomenen und der Liebe galt, gilt gerade auch hier, beschrieben in immer neuen Anläufen, Gegenläufen und Zurücknahmen. Nein, auch den Trost der »ewigen Seligkeit« konnte sie, die sehr wohl religiös bekennende evangelische Christin, mit ihren Werken nicht geben. Sie schrieb gerade keine religiöse »Sanitätslyrik« wie Reinhold Schneider. Nein, »Verfall« und »Verzweiflung« waren für sie zu augenfällig, um übersehen zu werden. Gerade dies waren die Themen, zu denen sie eben nicht schweigen konnte, über die sie schreiben musste, die zu benennen waren. Wie bei Dürrenmatt: Im Benennen der Trostlosigkeiten allein liegt Trost.

Denn auch die im Anschluss an diese Erkenntnis durchaus denkbare Wende habe sie nicht mitgemacht: keine Hinwendung zu Resignation, kein Ver-

fall in Zynismus; sie hat – heißt es im Gedicht – auch den »Teufel nicht an die Wand« gemalt. Einerseits deshalb, weil sie schlicht nicht an ihn glaube. Sicherlich andererseits aber auch, um nicht – wie es das als Prätext aufgerufene Sprichwort »den Teufel nicht an die Wand malen« nahe legt – unangemessen und übertrieben eine falsche Drohbotschaft zu verkünden, die in ihrer Pauschalität von den tatsächlichen Ursachen ablenkt. So also liest sich die Endstrophe: Nicht den Teufel beschworen, aber eben auch nicht – und hiermit schließt das Gedicht – in Zuversicht und als Trost »Gott gelobt«. All das Aufgezählte, vor allem aber das mit Grund zum Schluss Genannte steht ihr nicht zu, bleibt »nicht gesagt«. Konsequenterweise endet denn auch die Schlusszeile mitten im Sprachversuch: »aber wer bin ich dass«... Tatsächlich, welche Erwartung fordert denn vom Menschen, all diese nicht benannten Elemente erstens begreifen und zweitens auch noch in verständliche Sprache gießen zu können? Marie Luise Kaschnitz kann sich selbst zurücknehmen, kann die Erwartung nach Trostspendung zurückweisen und lässt folgerichtig ihr Reflexionsgedicht im offenen Schluss enden.

Hoffnung auf den Tröster-Geist: Kurt Marti

Einen Schritt weiter geht das letzte hier aufgeführte Gedicht. Es wurde 1995 von dem Schweizer evangelischen Dichterpfarrer *Kurt Marti* (*1921) veröffentlicht. Marti – Generationskollege, ja: zwei Jahre lang sogar Klassenkamerad von Friedrich Dürrenmatt, dessen radikale Trost-Absage oben benannt wurde – ist ohne Zweifel der wichtigste und meistbeachtete Vertreter der christlichen Lyrik der Gegenwart. Im Jahre 1995 veröffentlichte er den Gedichtband: »gott gerneklein«. In diesem Titel wird spielerisch-wortklug eine Kontrastfolie zum »Mensch gernegroß« angedeutet. In christlichem Geist versucht Marti, seine Trosthoffnung in Versen ausdrücken.

der tröster	ein wahrhaftiger
träte doch	tonfall genügte
aus seinem dunkel	uns: die – von falschen
der tröster	tröstern genarrt –
hinaus ans licht!	aller tröstung
nicht bräuchte	misstrauen
sein kommen	uns: die – trostlos
sein antlitz	lebend und sterbend –
sichtbar zu werden	einander nicht
ein hauch	zu trösten vermögen
der berührte	

An der Traditionslinie der spezifisch evangelischen Trost-Rede anknüpfend, kann der reformierte Pfarrer Kurt Marti in seinem lyrischen Text vom Trost sprechen. Doch nicht in dogmatischer Lehrsprache, nicht in paränetischer Zusage, sondern in poetischer Hoffnungs- und Sehnsuchtsrede, im dichterischen Wunschgebet. All die Schwierigkeiten, heute von Trost zu reden, werden hier

kurz angerissen: die Trostlosigkeit der Gegenwartsmenschen, das tiefe Tröstungsmisstrauen vieler Zeitgenossen angesichts nur all zu bekannter hohler Vertröstungen, die Unfähigkeit von Menschen, einander trösten zu können, die gerade deshalb so drängende Tröstungssehnsucht. Diese Topoi werden deshalb aufgerufen, um so das Kommen »des Trösters« um so stärker herbeizusehnen.

Wer ist dieser Tröster? Er wird im Gedicht nicht eindeutig benannt, doch ist er im Kontext (»Hauch«, »Licht« »Tonfall«) als der Tröster-Geist im Gefolge der Paraklet-Sprüche des Johannesevangeliums erkennbar. Denn das ist neben Maria, der Trösterin der Betrübten, die zweite göttliche Instanz, die traditionell um Trost angerufen wird: der Geist, der lehrt, stützt, herausruft. Das Gedicht wird so zu einem lyrischen Sehnsuchtsgebet an den Geist als wahren und wirkmächtigen Tröster. Nicht um das endgültige Offenbarwerden dieses Tröster-Geists geht es Marti dabei, sondern um ein sanftes Erspüren, Erahnen, Erfühlen seines Wirkens. Ob ein solches Erspüren auch durch mitmenschlichen Kontakt möglich sein kann, bleibt offen. Das jedenfalls wäre Trost: vom Wirken des Tröstergeistes jetzt und hier einen Hauch erahnen zu können.

Ausblick: Trostrede von den Dichtern lernen?

Wie kann man andere Menschen mit Predigtworten trösten? Kann man im Blick auf die Dichtung trösten lernen? Am Ende meiner Ausführungen zu diesen Grundfragen wird deutlich, dass Trösten eine der schwierigsten Aufgaben bleibt. Auch im Blick auf die Literatur wird diese Aufgabe nicht leichter. Predigen als Versuch, »Erfahrungen des Glaubens zu teilen« (vgl. *Martin Nicol: Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2002*), kann auf dreierlei Weise Anregungen aus dem Umgang der Schriftsteller mit der Frage nach Trost gewinnen.

- Erstens: Die literarischen Texte warnen vor einer zu leichten, zu oberflächlichen, zu versöhnlichen, zu selbstsicheren Trostsprache. Die scharfe Absage an jegliche Trostmöglichkeit bei Dürrenmatt oder Kaschnitz, aber auch die Zurücknahme des zuvor gespendeten Trostes bei Schneider sind Warnschilder gegen all zu leichtfertige Trostfloskeln.
- Zweitens: Dass im Benennen von Trostlosigkeit dennoch bereits selbst ein – schwacher – Trost liegen kann, wurde bei Dürrenmatt und Kaschnitz auch deutlich. Und sie sind darin in guter Gesellschaft: Manche alttestamentlichen Psalmen sind ähnlich strukturiert. Wichtig also: Schon das klagende Benennen enthält in sich bereits Trost.
- Und schließlich drittens: Positive Aussagen über Trost – durch alle Unmöglichkeiten und Warnfilter hindurch – bleiben möglich, aber wenn, dann nur im Modus der Sehnsucht, der Hoffnung gegen alle Hoffnung, im Verweis auf die letzte Trostmächtigkeit jener nie zu ergründenden, nie zu definierenden, nie zu begrenzenden Macht, von der gläubige Menschen hoffen, dass sie das Leben trägt: Gott.

Georg Langenhorst

¹ Vgl. ausführlich zum Thema: Georg Langenhorst: Trösten lernen? Profil, Geschichte und Praxis von Trost als diakonischer Lehr- und Lernprozess, (Ostfildern 2000).